

Predigt

Hermann J. Pottmeyer

Christliche Streitkultur

„Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch zu einem neuen Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist . . .“ (Röm 12, 2).

Dieser Satz steht am Beginn der Ermahnungen an die Gemeinde, mit denen Paulus seinen Römerbrief abschließt. Das Erbarmen Gottes mit uns Sündern ist das Hauptthema dieses Briefes. Nun will Paulus zeigen, daß diejenigen, denen solches Erbarmen widerfuhr, Grund haben, anders miteinander umzugehen, als es sonst in der Welt üblich ist.

„Gleicht euch nicht dieser Welt an!“ – gilt die Warnung des Apostels auch uns heute? Wie gehen wir miteinander um in der Kirche? Gleicht das nicht auffällig der Weise, die in der Welt, die wenig Erbarmen kennt, üblich ist? Da versuchen die einen, über die anderen mächtig zu werden. Die eigene Sicht der Dinge wird verabsolutiert und die der anderen herabgesetzt. Unfehlbarkeit wird beansprucht, wo das gar nicht begründet ist. Verdächtigungen und Mißtrauen bestimmen das Klima. Das Band der Gemeinsamkeit und Gemeinschaft wird zerrissen.

Damit ist nicht die Tatsache gemeint, daß es Kritik, auch öffentliche Kritik, und Streit in der Kirche gibt. Die Friedhofsruhe einer Diktatur hat Paulus wohl kaum gemeint, wenn er mahnt: „Seid untereinander eines Sinnes!“ (Röm 12, 16) Kritik und der sachbezogene Streit um die Wahrheit können sogar Zeichen von Gemeinschaft sein. Paulus selbst hat offen Kritik geübt und ist dem Streit um die Wahrheit nicht aus dem Weg gegangen. Nein, was uns auseinandertreibt, ist diese erbarmungslose Apartheid, die Einordnung in „Rechte“ und „Linke“; man hört nicht mehr aufeinander und spricht nicht miteinander.

Die Parteilung hat sich an der Frage entzündet, wie die Beschlüsse des Konzils zu interpretieren und zu verwirklichen seien. Diese Auseinandersetzung wird inzwischen verschärft durch den Streit darüber, wie die ge-

forderte Neuevangelisierung gelingen kann. Zweifellos stehen sich heute zwei Konzeptionen gegenüber: Die eine begreift Kirche vor allem als Institution und diese als geschlossene Einheit unter starker zentraler Führung, die sich deutlich von der „Welt“ abgrenzt. Die andere versteht Kirche als *communio*, als Gemeinschaft der Schwestern und Brüder Jesu Christi, solidarisch mit den Menschen, besonders den Armen und Bedrängten. Doch eines ist es, solche Grundkonzeptionen als wirksam zu analysieren, etwas anderes, seine Mitchristen und die Motivation ihres Handelns ausschließlich der einen oder anderen Konzeption zuzuordnen und damit die Polarisierung zu vertiefen.

Zweifellos haben diejenigen, die Kirche als geschwisterliche Gemeinschaft verstehen, die Mehrheit der Konzilsväter hinter sich. Doch wissen wir, daß auch Elemente der anderen Konzeption in die Konzilsbeschlüsse Eingang gefunden haben. Diese Beschlüsse sind vielfach Kompromisse – nicht immer gelungene Kompromisse. Dieser Umstand wird heute zu Recht als Belastung empfunden. Er stellt aber auch eine Herausforderung dar, die wir noch zu wenig wahrgenommen haben: Er bezeugt nämlich den Willen der Konzilsväter, trotz unterschiedlicher Vorstellungen miteinander Gemeinschaft zu halten und die anderen in ihrer Überzeugung nicht zu vergewaltigen. Die Vision der Kirche als Gemeinschaft hatte so ihre erste Bewährungsprobe bestanden. Wer deshalb die geschwisterliche Kirche auf eine Weise durchsetzen will, die Geschwisterlichkeit verletzt, oder die Geschlossenheit der Kirche autoritär erzwingen will, indem er die andersdenkenden Brüder und Schwestern aus der *communio* ausschließt, verfehlt sich am Geist des Konzils.

Sind wir diesem Geist treu geblieben, wenn wir uns heute gegeneinander und mit dem Anspruch auf Ausschließlichkeit auf das Konzil und seinen Geist berufen? Diese Anfrage richtet sich auch und gerade an die Befürworter eines konsequenten *Communio*-Verständnisses der Kirche. Angesichts eigener institutioneller Machtlosigkeit sind manche von ihnen geneigt, die Medien als Machtmittel einzusetzen, um die Andersdenkenden herabzusetzen und auszugrenzen. Ge-

wiß ist es nicht leicht, die Grenze zu ziehen zwischen einer heiligen Ungeduld um der verletzten und bedrängten Menschen willen und dem Willen, die eigene, als richtig erkannte Auffassung auch mit Machtmitteln durchzusetzen. Doch die Angleichung an die Welt, an die Logik der Macht und des Erfolgs mit allen Mitteln, verträgt sich nicht mit Geschwisterlichkeit. Diese verlangt ein „neues Denken“, wie Paulus sagt.

Wie der Apostel den Umgang der Schwestern und Brüder Christi skizziert, der aus dem erneuerten Denken folgt, ist nun aller Beachtung wert. Zunächst weckt er Verständnis dafür, daß es in der Gemeinde unterschiedliche Gaben und Begabungen gibt und geben darf: die Gaben des Lehrens, des Tröstens, des Ermahnens, des Vorstehens und andere. Mit dem Bild vom Leib, der viele Glieder hat, verweist er auf den Grund der kirchlichen *communio*: Der Leib des erhöhten Herrn, wie er in der Welt fortlebt, besteht aus den vielen, und jeder trägt mit seiner Gabe zum Aufbau des Leibes Christi bei. Wie wir auch aus anderen Paulusbriefen wissen, war die Vielfalt in den Gemeinden Ursache mancher Spannungen. Deshalb seine Mahnung: „Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, einer schätze den anderen höher ein als sich selbst“ (Röm 12, 10). Das trifft genau in unsere Situation. In dieser Haltung, die dem „neuen Denken“ entspricht, ließe sich auch eine christliche Streitkultur entwickeln.

Das zeigt sich, wenn Paulus auf einen Streit eingeht, der damals die Gemeinde spaltete. Es ging um den Brauch, an bestimmten Tagen oder dauernd auf Fleisch und Wein zu verzichten, auf den einige alle verpflichten wollten. Auch hier gilt: Einer soll den anderen in seiner Überzeugung gelten lassen und achten. „Wer Fleisch ißt, verachte den nicht, der es nicht ißt; wer kein Fleisch ißt, richte den nicht, der es ißt“ (Röm 14, 3). Für den einzelnen kommt es allein darauf an, daß er das, was er tut, aus begründeter Überzeugung zur Ehre Gottes tut, und darüber richtet Gott allein. Für das Verhältnis untereinander aber ist allein wichtig, die geschwisterliche Liebe zu wahren: „Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen

Geist“ (Röm 14, 17). Nur mit Rücksicht auf jene Schwestern und Brüder, die schwach sind, weil sie diese innere Freiheit noch nicht gewonnen haben, kann Verzicht geboten sein. „Wenn wegen einer Speise, die du ißt, dein Bruder verwirrt und betrübt wird, dann handelst du nicht mehr nach dem Gebot der Liebe“ (Röm 14, 15). Über all dem steht wieder das Handlungsprinzip der *communio* als geschwisterlicher Gemeinschaft: „Darum nehmt einander an, wie auch Christus uns angenommen hat, zur Ehre Gottes“ (Röm 15, 7).

Einmütigkeit wird hier nicht mit Einheitlichkeit verwechselt. Aus seiner tiefen Überzeugung vom bedingungslosen Erbarmen Gottes wächst Paulus eine innere Freiheit zu, die auch zur äußeren Freiheit wird, weil sie sich an keine unnötigen Lasten gebunden weiß und solche auch nicht auferlegt. Die Grenze der äußeren Freiheit ist die Rücksicht auf die Brüder und Schwestern, die noch schwach sind und sich deshalb an bestimmte Regelungen klammern. Mir will scheinen, daß diejenigen, die sich aus ängstlicher Sorge an das Konzept einer alles regelnden Einheitskirche unter starker zentraler Führung klammern, jene Rücksicht verdienen, die Paulus den Schwachen gegenüber geboten sieht. Die Rücksicht auf die Schwachen hat allerdings dort ihre Grenze, wo diese beginnen, den Geist geschwisterlicher Gemeinschaft zu verletzen und den anderen unnötige Lasten und nicht verbindliche Lehren als verbindlich aufzuerlegen. Paulus hat diese Grenze deutlich gemacht, als er denen Widerstand leistete, die allen die unnötige Last der Beschneidung zumuten wollten. Doch auch in dieser Auseinandersetzung wahrte er die Form geschwisterlichen Umgangs. Das Prinzip konziliarer oder synodaler Konfliktbewältigung – ein Zentralstück christlicher Streitkultur – wurde damals geboren. Ursache des Streits damals wie heute ist die Frage, was vom Evangelium geboten und deshalb für alle verbindlich ist. Das Ringen um die Wahrheit des Evangeliums hat Gott uns nicht abnehmen wollen. Das Evangelium ist der lebendige Anruf Gottes an uns, uns zu einem erneuerten Denken und Handeln zu bekehren; es bedarf deshalb im Blick auf die jeweiligen Aufgaben ständiger Ausle-

gung. Wir vertrauen dabei auf die Führung des Heiligen Geistes. Dieser Geist aber ist der Geist der *communio*, der Geist geschwisterlicher Gemeinschaft.

Welchen Rang die Geschwisterlichkeit für Paulus hat, läßt der Satz erkennen: „Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14, 17). Der geschwisterliche Umgang ist nicht nur eine Verhaltensweise, die aus der Reich-Gottes-Botschaft Jesu folgt, er *ist* der Anbruch des Reiches Gottes selbst. Wenn sich uns heute die Aufgabe der Neuevangelisierung aufdrängt, ist das nur sekundär eine Frage der Glaubensdidaktik oder der Neuformulierung der Botschaft. Primär geht es darum, die Plausibilität der „Sache Jesu“ selbst, die Attraktivität des Reiches Gottes im lebendigen Zeugnis vorzuweisen, im Zeugnis geschwisterlicher Gemeinschaft. Und diese Geschwisterlichkeit beschränkt sich nicht auf die Kirche, sondern zielt auf die Menschheitsfamilie. „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen gentium 1). Das Reich Gottes bewährt sich nicht nur in der Geschwisterlichkeit der Christen untereinander. Es bewährt sich gerade in der Solidarität mit den Menschen, besonders mit den Bedrängten, mit ihrer Sehnsucht und ihren Hoffnungen.

Gelebte *communio* als Sakrament des Reiches Gottes und Geschwisterlichkeit als Sehnsuchtsziel aller Menschen – das mag uns zum Schluß ein Wort Antoine de Saint-Exupéry's deutlich machen: „Ich nenne nicht Wirklichkeit, was auf einer Waage meßbar ist, sondern das, was für mich Gewicht hat. Und Gewicht für mich hat jene lebendige Gemeinschaft der Weinlese, mehr als die gelesenen Trauben. Denn selbst, wenn man sie anderswohin zum Verkauf bringt, hat man das Wesentliche doch schon daraus empfangen.“

Bücher

Zentralismus als (Mit-)Ursache schwerer Kirchenkonflikte

Bernhard Häring, Meine Erfahrung mit der Kirche, Verlag Herder, Freiburg 1989, 237 Seiten.

Dieses Buch des bekannten katholischen Moraltheologen erregte schon bei seiner italienischen Erstveröffentlichung im April dieses Jahres weltweites Aufsehen.

Es ist eine Art „geistliches Testament“, ein Lebenszeugnis ganz eigener Art, hineinverflochten in einen wichtigen Abschnitt neuester Zeit- und Kirchengeschichte. Was aber besonders erstaunt und von einem so moderaten und kirchentreuen Theologen, wie Häring es doch immer war und ist, kaum erwartet wurde, ist die harsche Kritik, die dieser alte Mann am römischen System und hier besonders an der Glaubenskongregation übt.

Sein ausführliches Gespräch mit dem Journalisten und Freund Gianni Licheri, der auch zum ganzen Buch eine sehr persönliche Einleitung geschrieben hat, vermittelt tiefe und zum Teil erschütternde Einblicke in unevangelische Strukturen und Mentalitäten, in eine – wie Häring selber sagt – „pathologische Situation“. Der Autor mußte selber jahrelang ein Lehrverfahren durch die Glaubenskongregation (damals noch das Heilige Offizium) über sich ergehen lassen, und das zu einer Zeit, da er sich wegen zwei lebensgefährlichen Krebsoperationen unter einem enormen physischen und psychischen Druck befand. Der Briefwechsel mit der römischen Kongregation ist im Buch dokumentiert. In einem langen Brief an Kardinal Seper vom 5. Februar 1976 findet sich der erschütternde Satz von Bernhard Häring, der sich durch das ganze unsinnige Verfahren tief gedemütigt fühlte: „Ich würde es vorziehen, wiederum vor einem Kriegstribunal Hitlers zu stehen. Aber mein Glaube ist nicht erschüttert.“ (144) – Das Ganze hinterläßt einen wahrlich schalen Geschmack, und man versteht den Ausspruch von Kardinal Frings, den er vor der ganzen Konzilsversammlung tat und den Häring in seinem